



*Der Bündner Architekt und ETH-Professor Gion A. Caminada vor dem Atelier Gisel der ETH Zürich
Gion A. Caminada, architecte et professeur à l'EPFZ, devant l'atelier Gisel de l'EPFZ*

IM GESPRÄCH MIT GION A. CAMINADA

«Auch die Leere hat ihren Wert»

Sein Wirken prägte in den 1990er-Jahren das Bergdorf Vrin GR. Inzwischen baut der Bündner Architekt und ETH-Professor Gion A. Caminada längst in der ganzen Schweiz und anderswo. Doch bei aller Weltläufigkeit kehrt Caminada immer wieder zu seinem Ursprung zurück: zur Kulturlandschaft in der Peripherie.

Marco Guetg, Journalist, Zürich

Damit klar ist, worüber wir sprechen: Was verstehen Sie unter Kulturlandschaft?

Die landläufige Definition lautet: Kulturlandschaft ist die kultivierte Natur mit ihren Wiesen und Äckern und gegebenenfalls noch den dazugehörigen Dörfern. Das ist so, aber diese gängige Sicht greift in der Regel zu kurz, weil sie sich primär an dem orientiert, was einmal war, und nicht an dem, was heute ist. Mein Interesse gilt der Gegenwart. Ich versuche dabei all jene Faktoren zu berücksichtigen, die unsere Landschaft und unsere Dörfer über Generationen geprägt und zu einer Kulturlandschaft geformt haben.

Demnach könnte auch ein Skigebiet als Kulturlandschaft betrachtet werden?

Zusammenhängende und über die Jahre gewachsene Skigebiete durchaus. Sie sind Ausdruck der Entwicklungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und somit Zeichen unserer Zeit. Zu meinem Verständnis von Kulturlandschaft gehört aber auch das Strassennetz, gehören Brücken wie andere landschafts- und ortsprägende Infrastrukturbauten. Kulturlandschaft erfordert jedoch eine gewisse Qualität, sonst erübrigt sich der Begriff.

Historisch gesehen hatte aber die Landwirtschaft die grössten Auswirkungen auf die Landschaft?

Klar. Es waren die Bauern, die zur Sicherung ihrer Existenz der Natur etwas abgetrotzt haben. Doch der Strukturwandel in der Landwirtschaft brachte die grosse Zäsur. Sie veränderte nicht nur die Landschaft massiv, sondern auch das Lebensgefühl der Menschen in dieser Landschaft.

In der Zeitschrift *Werk, Bauen + Wohnen* haben Sie 2004 ein paar Thesen und Visionen zur Bergregion formuliert. Eine lautete: Die Peripherie kann Impulsgeber werden. Glauben Sie heute noch daran?

Ja, sofern man das Berggebiet nicht nur aus einer rein ökonomischen Perspektive betrachtet und es kurzum zur ineffizienten alpinen Brache erklärt. Denn: Wo nichts ist, ist nicht nichts! Die Leere hat auch ihren Wert – zum Beispiel als Reflexionskörper. Spiele ich mit diesem Gedanken, taucht bei mir jeweils die Idee eines Klosters auf als ein Ort, an dem die Leere verdichtet wird. Spiele ich auf dieser Klaviatur weiter, lande ich bei der Vision, dass die Leere der Peripherie durchaus ein Impulsgeber sein kann. Natürlich weiss ich, dass ich damit in erster Linie nicht in ökonomischen Kategorien argumentiere, sondern auf einer gewissen Abstraktionsebene, auf die man sich aber erst einmal einlassen muss.

Was heisst das, wenn man diesen Ansatz auf eine konkrete Ebene bringt?

Ein Ökonom und ein Jäger wandern durch ein abgelegenes Gebiet in den Bergen. Der Ökonom schaut und sagt: «Diese Gegend hat kein Potenzial!» Darauf erwidert der Jäger: «Stimmt nicht! Hier leben viele Hirsche. Diese Gegend hat Potenzial!» Diese Geschichte sagt uns zwei Sachen: dass die Frage nach dem Potenzial auch eine Frage des Interesses ist, und dass sich unsere Wahrnehmung der Welt oft auf nur einen Aspekt reduziert. Der Philosoph Karl Jaspers hat diese Dualität mit dem Satz «Die Wahrheit beginnt zu zweien» wunderbar auf den Punkt gebracht. Mit dieser Jaspers-Wahrheit arbeiten wir im aktuellen Semester an der ETH. Unser Thema heisst «Dimora – ein Haus für den Ort». Wir beschäftigen uns mit der Leere bei Tgamanada, einer kleinen Siedlung zuhinterst in der Val Lumnezia. Wir fragen, wie einst Kant gefragt hat: «1. Was kann ich wissen? 2. Was soll ich tun? 3. Was darf ich hoffen? 4. Was ist der Mensch?» Antworten auf diese Fragen kreieren neue: Welche Vision ergibt sich daraus, und welches konkrete Projekt könnte sich entwickeln? Bei diesem Prozess geht es – ein grosses Wort, ich weiss! – auch um das, was Jaspers die «Weltorientierung» nennt.

Ein Ansatz in Ihrer Arbeit lautet «Differenzen schaffen». Was meinen Sie damit?

Differenz heisst nicht, anders sein, sondern seine Eigenständigkeit stärken. Ich muss auf das setzen, was ich am besten kann und mein Gegenüber muss auf seine Fähigkeiten vertrauen. Daraus entsteht eine Differenz, und die stärkt.

Was bedeutet das für die Kulturlandschaft in der Peripherie?

Mein Wunsch wäre, dass man in der Peripherie mit den Differenzen politisch anders umgeht als beispielsweise in der Stadt und sich nicht nur von rein ökonomischen Überlegungen leiten lässt. Graubünden beispielsweise gibt jährlich Millionen für den Strassenbau aus – viele dieser Investitionen sind sinnvoll, ob jede Kurve jedoch begradigt werden muss? Mir schwebt vor, im Berggebiet eine andere Lobby aufzubauen, eine Lobby, die andere Akzente setzt und somit auch andere Investitionen tätigt. Das würde manche Brache zum Blühen bringen. Das funktioniert aber nur, wenn man zwischen der Stadt und dem Berggebiet eine Wechselbeziehung aufbaut nach dem Grundsatz: Der Berg ist angewiesen auf die Stadt, und die Stadt braucht den Berg. Im Tourismus funktioniert das gut.

Indem im Berggebiet Gegenwelten zur Stadt geschaffen werden ...

... ja, aber bitte weder eine arabische Gegenwelt noch eine Verkitschung des Lokalen und auch keine Jumbochalets! Aber machen wir uns nichts vor: Tourismus lebt letztlich immer auch von Traumwelten.

Sie plädieren im erwähnten Aufsatz von 2004 auch für eine ganzheitliche und authentische Berglandwirtschaft und Baukultur.

Der Begriff «authentisch» ist inzwischen etwas abgelatscht. «Authentisch sein» kann man nicht wählen. Man ist es oder man ist es nicht! Unsere wunderbaren «authentischen» Dörfer sind organisch gewachsen. Kunststück! Man hatte ja nur einheimisches Holz zur Verfügung und eine Axt, um es zuzurichten. Heute ist Material aus aller Welt verfügbar. Wir müssen Entscheidungen treffen.

Mit welchen Fragen suchen Sie nach Lösungen?

Mit der zweiten kantschen Frage «Was soll ich tun?». Meine Antwort: Ich verwende, was hier vorhanden ist, und versuche, es zusammen mit den Handwerkern so zu bearbeiten, dass es für mich stimmig ist. So kann ich lokal einiges bewegen und bewirken. Das ist nicht nur spannend, sondern hat auch eine wichtige soziale Komponente. Denn Bauen ist letztlich ein kultureller Akt, über den Beziehungen hergestellt werden.

Sie leben und arbeiten im bündnerischen Vrin, zuhinterst in der Val Lumnezia. Laufen Sie bei dieser Sicht- und Arbeitsweise nicht auch Gefahr, sich abzuschotten?

Keine Angst! Selbst wer geografisch etwas isoliert lebt, muss wissen, wie die Welt funktioniert, bevor er etwas entscheidet. Das Klima macht auch vor Vrin nicht Halt.

Sie unterrichten seit 20 Jahren an der ETH Zürich. Über all die Jahre hat Sie ein Thema begleitet: «Orte schaffen» – was offensichtlich einiges mehr bedeutet als nur Ortschaften schaffen.

Unser Verständnis des Ortes umfasst alle möglichen anthropologischen Elemente. Doch letztlich geht es schlicht und einfach um das Ziel, Orte zu schaffen, die die Menschen berühren.

Verändern diese auch die Kulturlandschaft?

Ja. Blicken wir wiederum auf das Lugnez. Das war früher ein Tal mit eigenständigen Gemeinden. Inzwischen wurden sie zu einer Talgemeinde fusioniert. Da immer weniger Menschen in den Fraktionen wohnen, braucht es neue Ideen, um die Lebensqualität zu verbessern. Wir haben gemerkt, dass vor allem ältere und alleinstehende Menschen sich sehr einsam fühlen können. Also braucht es etwas Neues, eine Idee, wie eine gute Nachbarschaft hergestellt werden kann.

Mir kommt vor allem der hier und dort spielende Mittagstisch in den Sinn ...

... ein Mittagstisch in einem Dorf, an den sich jeweils ein paar einsame und ein paar aktive Menschen setzen – ein faszinierender Gedanke. Ja, daraus könnte durchaus eine gute Nachbarschaft entstehen.

Jetzt müssten Sie als Architekt nur noch die entsprechende Struktur schaffen ...

... erst als zweiten Schritt. Vorerst ginge es um die Entwicklung der Idee und dass die Menschen am Ort auch willens sind, sie in die Gemeinschaft zu tragen – wie das in der Bündner Gemeinde Valendas aufeindrückliche Art und Weise geschehen ist. Dort hat ein neues Gasthaus die Lebensqualität im Dorf positiv verändert.

Verstehen Sie sich eigentlich nicht nur Planer und Entwerfer, sondern auch ein bisschen als Psychologe oder Soziologe?

Nein. Ich bin Architekt. Mich interessiert das Transdisziplinäre, darin kommt das Wesenhafte der Einzeldisziplin ganz zum Tragen, auch die Autonomie der Architektur.

Ist das der Grund, weshalb Sie zu Ihren Seminaren an der ETH nicht nur Architekten und Planer einladen, sondern immer wieder auch Psychologen, Theologen und neuerdings gar einen Mönch?

Die Kraft dieser Disziplinen soll in unsere Arbeit einfließen. Wir reden, reiben uns, suchen und finden. Das Resultat ist dann Teil des Ganzen.

In Ihrer Heimatgemeinde Vrin haben Sie in den 1990er-Jahren umgesetzt, was als «Vriner Modell» bekannt und 1998 mit dem Wakkerpreis des Schweizer Heimatschutzes ausgezeichnet worden ist.

Was damals geschehen ist, wäre heute nicht mehr möglich. Die Einflüsse von aussen haben auch die Vriner geprägt; sie sind nicht mehr so eigenständig wie damals. Früher orientierten sie sich noch am Eigenen. Das war ihr Gegenüber. Heute haben sie tausend Möglichkeiten zur Auswahl. Auch stelle ich eine gewisse Gleichgültigkeit fest. Die Leute sagen sich: Es funktioniert doch auch ohne mühsame Auseinandersetzungen.

Mit Blick auf die Entwicklung der Kulturlandschaft in der Peripherie ist das eine eher pessimistische Analyse.

Nein. Die Mechanismen haben sich einfach verändert, und die Menschen sind verletzlicher. Will man etwas verändern, muss man es heute anders angehen. Doch ich bin überzeugt: Ab und zu muss man ein Holzstreich ins Feuer werfen, damit es brennt ...

GION A. CAMINADA

Gion A. Caminada ist Architekt in Vrin und Professor für Architektur und Entwurf an der ETH in Zürich. Bekannt geworden ist Caminada in den 1990er-Jahren durch das «Vriner Modell», das er massgeblich gestaltet hat. Dafür erhielt die Gemeinde 1998 den Wakkerpreis des Schweizer Heimatschutzes. Für seine Arbeiten wurde Caminada mehrfach ausgezeichnet. 1998 kam er als Assistenzprofessor an die ETH Zürich, seit 2008 ist er ausserordentlicher Professor für Architektur und Entwurf.

ENTRETIEN AVEC GION A. CAMINADA

«Le vide a aussi de la valeur»

Dans les années 1990, il a marqué de son empreinte le village de montagne de Vrin (GR). Aujourd'hui, l'architecte grison et professeur à l'EPFZ Gion A. Caminada construit dans toutes les régions de Suisse ainsi qu'à l'étranger. En dépit de son esprit cosmopolite, Gion A. Caminada revient toujours à ses origines: les paysages ruraux de la périphérie.

Marco Guetg, journaliste, Zurich

Pour Gion A. Caminada, un paysage rural est constitué de nature cultivée et de villages. Cette vision nécessite toutefois l'analyse de ce qui a marqué nos paysages et nos villages au fil des générations. Si l'agriculture a eu une influence décisive, les mutations structurelles de l'agriculture d'aujourd'hui ont créé une coupure qui a modifié le paysage mais aussi les sentiments des personnes qui y vivent. En 2004, Gion A. Caminada a formulé quelques suggestions pour les régions de montagne: il faut que la périphérie puisse envoyer des impulsions fortes aux centres urbains. Fidèle à cette idée, il pense que la périphérie ne doit pas être considérée du point de vue purement économique. Le vide a aussi de la valeur! L'idée de créer une sorte de cloître, un espace de spiritualité, pour rendre le vide de la périphérie poétique lui est souvent venue.

Pour Gion A. Caminada, le potentiel d'une région est une question d'intérêt. Or, notre perception du monde se réduit souvent à un seul aspect. Le philosophe Karl Jaspers a bien illustré cette dualité: «La vérité commence à deux.» A l'Ecole polytechnique fédérale de Zurich (EPFZ), Gion A. Caminada travaille sur cette thématique et demande à ses élèves d'étudier le vide près de Tgamanada, un petit village du fond du Val Lumnezia. Il s'agit de se poser les questions que Kant se posait: «1. Que puis-je savoir? 2. Que dois-je faire? 3. Que puis-je espérer? 4. Qu'est-ce que l'être humain?» Les réponses à ces questions en appellent d'autres: quelle vision en tirer? Comment développer un projet concret? Ce processus est ce que Jaspers appelle «l'orientation dans le monde».

Gion A. Caminada aime montrer ses différences pour renforcer son indépendance, miser sur ce qu'il sait faire de mieux et compter sur les compétences des autres. A la périphérie, il faudrait faire d'autres investissements et favoriser des échanges entre la ville et la montagne. En 2004, Gion A. Caminada a plaidé pour une culture d'ensemble authentique en montagne. Or, l'authentique a été galvaudé. La périphérie appelle désormais d'autres décisions. La deuxième question de Kant «que dois-je faire?» constitue la réponse de l'architecte qui utilise ce qui existe au niveau local et essaie de travailler avec des artisans locaux. «C'est passionnant et cela a une importante composante sociale, car bâtir est un acte culturel par lequel on crée des relations.»

Enseignant depuis 20 ans à l'EPFZ, l'architecte est intéressé par la transdisciplinarité, la psychologie, la théologie et pense que



Marion Nitsch

Pour ce semestre d'études à l'EPFZ, Gion A. Caminada a choisi la thématique «Dimora – une maison pour cette localité». Le but est d'explorer le potentiel du vide.

Für das aktuelle Semester an der ETH hat Gion A. Caminada das Thema «Dimora – ein Haus für den Ort» gewählt. Hier wird das Potenzial der Leere gesucht.

la force de ces disciplines influence son travail. Il aime créer des lieux qui émeuvent les gens. Dans le Val Lumnezia, il cherche à améliorer la qualité de vie et à restaurer un bon voisinage, notamment entre les personnes âgées et seules. Vrin a reçu le Prix Wakker en 1998. Aujourd'hui, le monde a changé. Certaines personnes se disent que tout fonctionne et qu'il n'est pas nécessaire de discuter. Les mécanismes se sont simplifiés, mais il faut parfois «mettre une bûche au feu pour que ça brûle» ...